Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 88 (1962)
Heft: 26

Rubrik: Basler Bilderbogen

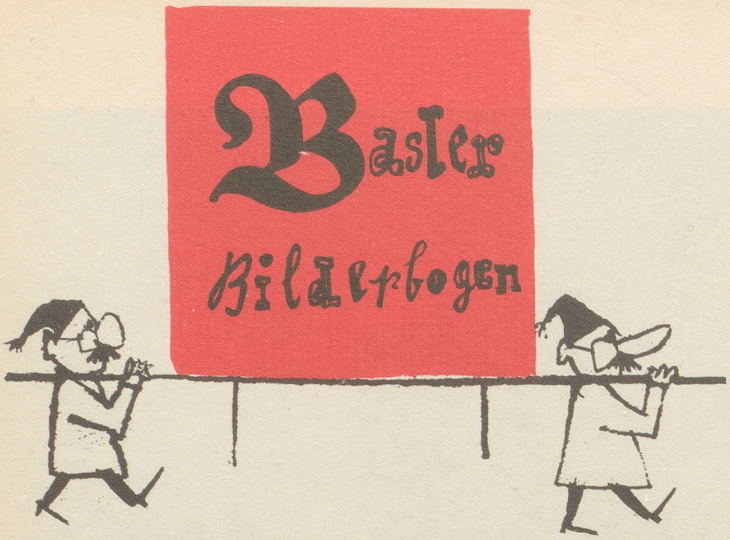
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Die unbewältigte Vergangenheit spricht

Von Hanns U. Christen

Kürzlich habe ich mich mit dem deutschen Witz auseinandergesetzt, und das hat mir, wie zu erwarten war, Berge von Zuschriften eingetragen. Darunter zwei von Schweizern, und die übrigen von jungen Deutschen.

Der eine Schweizer, der dort wohnt, wohin der Gurten am späteren Vormittag seinen Schatten wirft, so daß er also in den Rayon meines verehrten Kollegen Ueli der Schreiber gehört, hat mir eine Postkarte geschickt. Auf ihr ist eine Posaune aufgestempelt und die erhebende Mitteilung «100 Jahre Eidg. Musikverein», für die ich ihm bestens danke, denn ohne seine Postkarte hätte ich nichts davon gewußt, daß dieser Verein so alt ist wie das Kalziumkarbid, das man 1862 erfand. Leider ist das alles, was ich aus der Karte erfahren konnte, denn es ist mir einfach nicht möglich, sie zu entziffern. Der Absender ist nämlich Arzt. Ich habe die Karte meiner hübschen, jungen Apothekerin gebracht, weil ich annahm, daß es zu ihrer Ausbildung gehört, die Schrift von Aerzten lesen zu können. Sie hat die Karte überflogen, dann wurde sie bis zur Halswurzel rot, nahm zehn Hoffmannstropfen auf Zucker und wies mich aus ihrer Apotheke. Seither habe ich den Mut dazu verloren, mir beim Entziffern dieser Karte helfen zu lassen. Der andere Schweizer jedoch ist Redaktor an einer großen Zeitung und deshalb dazu verpflichtet, so zu schreiben, daß es kommune Menschen lesen können. Er schrieb: «Was zu sagen und schriftlich zu geben längst wieder einmal fällig war!», und damit meinte er meine Behauptung, daß es mancherlei Gründe dafür gibt, die den Deutschen einer gewissen Generation die Berechtigung dazu nehmen, darüber zu entscheiden, ob uns Schweizern etwas Lustiges gelingt oder nicht.

Aus dem Berg von Briefen, die von jungen Deutschen stammen, möchte ich einen herausgreifen, weil er mir charakteristisch für deren Einstellung erscheint. Wir haben in Basel ja viel Gelegenheit, mit jungen Leuten von jenseits der Nordgrenze ins Gespräch zu kommen. Dabei bemerkt man immer wieder, daß sie aufgeweckt und aufnahmefähig sind, aber daß es in ihrem Denken einen blinden Fleck gibt. Das ist die Vergangenheit. «Wir waren damals nicht dabei, und drum geht uns das alles nichts an!» sagen viele. Daß sie nicht dabei waren, stimmt. Daß es sie drum nichts angeht, stimmt nicht. Es geht sie sogar sehr viel an. Sie tragen nämlich die Verantwortung dafür, daß ‹so etwas› nicht mehr vorkommt. Und das ist eine schwere Verantwortung in einem Lande, in dem die ehemalige Waffen-SS ungehindert ihre Pfingsttreffen abhalten darf und von der Polizei vor den eigenen Fernsehreportern beschützt wird – in dem tausende von Couleurstudenten die Bräuche und Gedankengänge überlebter Zeiten nachäffen – in dem immer mehr von den «verlorenen Gebieten» gesprochen wird – und noch vieles andere passiert, das ungut ist. Man kann unter eine Vergangenheit einen Strich machen und sagen: «Was bisher war, ist vorbei und interessiert uns nicht mehr.» Aber dann muß man auch dafür sorgen, daß alles, was damals Verbrecherisches und Folgenschweres und Böses und Unmenschliches existierte, nicht mehr über diesen Strich in die Gegenwart hineinragt und hineinwirkt! Das vermißt man aber ...

Der Brief, den ich erwähnen möchte, stammt von einer jungen Deutschen, die in Zürich arbeitet, wo sie bisher noch keine schlechten Erfahrungen gemacht hat, obschon sie – so schreibt sie – viel Umgang mit Schweizern hat.

HOTEL ROYAL BASEL
Beim Badischen Bahnhof
Höchster Komfort
zu mässigen Preisen
Grosser Parkplatz

«Wer sind Sie, daß Sie sich eine solche Kritik erlauben können?» frägt sie mich. Offenbar meint sie, man müsse jemand Besonderer sein, um kritisieren zu dürfen. Also nicht nur ein gewöhnlicher Journalist, sondern ein Oberpressereferendar, oder so etwas. Nun, bei uns in der Schweiz sind alle Bürger in den Rechten gleich, und drum brauche ich niemand Besonderer zu sein, um Kritik üben zu dürfen. Es genügt, wenn ich davon, worüber ich schreiben möchte, etwas verstehe. Und da ich sozusagen berufsmäßig leichte Literatur lesen muß, bis hinauf zu Cabarettexten, glaube ich zu wissen, wovon ich in meinem Artikel sprach.

Die junge Dame schreibt weiter: «Ich habe vom Krieg nicht sehr viel erlebt, da ich zu jung war. Alles, was ich weiß, habe ich später erfahren, und ich weiß wohl, daß sehr viel Unrecht geschehen ist. Aber geschieht nicht dieses Unrecht in jedem Krieg?» Dieser Passus enthüllt. Er zeigt, daß die Schreiberin des Briefes sympathisch ist, denn sie gibt zu, daß Unrecht geschah. Aber das, was sie davon erfuhr, war offenbar nicht genug. Sie spricht von Unrecht. Unrecht ist ein Wort, das in einem Rechtsstaat allein schon schlimm empfunden wird. Aber es ist ein viel, viel zu mildes Wort für das, was während den zwölf Jahren Terror und Größenwahn und organisiertem Morden in Deutschland geschah. Unrecht ist nicht das passende Wort dafür, wenn Hunderttausende vertrieben, eingesperrt und um Hab und Gut gebracht wurden, weil sie anderer Meinung oder anderen Glaubens waren. Unrecht ist nicht das passende Wort dafür, daß jahrelang systematisch ein Krieg von Weltausmaß vorbereitet wurde. Unrecht ist nicht das passende Wort dafür, daß dieser Krieg vom Zaune gebrochen wurde und mehr als 50 Millionen Menschen das Leben kostete. Unrecht ist nicht das passende Wort dafür, daß man sechs Millionen Menschen jüdischen Glaubens oder mit jüdischen Vorfahren abschlachtete. Ja, es geschieht in jedem Krieg Unrecht, und das ärgste Unrecht jeden Krieges ist, daß er überhaupt stattfindet. Aber es ist ein grundsätzlicher Unterschied, ob unmenschliche Handlungen im Gewühl des Schlachtfeldes stattfinden und von den blutigen Händen einiger entarteter Menschen begangen werden – oder ob ein ganzes Volk so gut wie ausnahmslos untätig zusieht oder gar mitmacht, wenn die ärgsten Greuel in millionenfacher Zahl mit der Gründlichkeit strebsamer Buchhalter organisiert und mit dem Gewerbefleiß von Schlachthausangestellten ausgeführt werden! Das, liebes Fräulein V. K., ist nicht mehr Unrecht. Wenn man es so nennt, zeigt das, daß man sich entweder nicht genügend mit der jüngsten Vergangenheit befaßt hat, oder daß man sie auf eine beschönigende Weise erzählt bekam. Beides, liebes Fräulein V. K., sind nicht die rechten Grundlagen dafür, daß sich etwas dieser Art nicht mehr wiederholen kann. An der Verantwortung dafür, daß die jüngste Vergangenheit Ihres Heimatlandes nicht weiterhin unbewältigt bleibt, tragen Sie selber mit.

«Haben wir Deutschen denn nicht genug gebüßt? Haben Sie unsere Nachkriegszeit mit all ihren Entbehrungen und Kümmernissen erlebt?» fragen Sie mich in Ihrem Brief. Für das, was in den zwölf Jahren in Deutschland und durch Deutsche geschah, gibt es keine Buße. Es darf auch kein Vergessen geben, und das am allerwenigsten in Deutschland selber. Leider ist es schon heute so, daß man viele Deutsche erinnern muß ... Was es aber gibt, das ist die völlige Abkehr von allem, was damals geschah und was heute noch viel zu sehr weiterlebt. Und nicht nur die Abkehr, sondern das leidenschaftliche Sich-Einsetzen dafür, daß die Gegenwart und die Zukunft anders werden. Sie, liebes Fräulein V. K., gehören mit zu der Generation, die vor dieser Aufgabe steht.

Es scheint mir, daß Sie das noch nicht so richtig gewußt haben. Ich vermisse in Ihrem Brief, zwischen den Vorwürfen an mich, nämlich einen Satz, der etwa lauten könnte: «Ich schäme mich, weil leider alles wahr ist, was Sie von dem geschrieben haben, was Deutsche anrichteten, und ich bin traurig, wenn ich an die unschuldigen Opfer denke.» Das schreiben Sie leider nicht. Hingegen schreiben Sie, daß Sie sich darüber schämen, daß ich einer Buchbesprechung wegen auf den Nationalsozialismus zu sprechen kam. Und daß Sie traurig sind, weil ich meinen Artikel schrieb. Denken Sie, liebes Fräulein V. K., noch einmal darüber nach, ob Sie die Akzente richtig gesetzt haben. Vielleicht werden Sie mir dann auch nicht mehr schreiben: «Ich hoffe nur, daß ich nicht eines Tages bedauern werde, in die schöne Schweiz gekommen zu sein; Sie würden ein klein wenig Mitschuld daran haben!»

Wenn ich alles zusammen betrachte, freut mich Ihr Brief aber doch. Es spricht aus ihm nicht die Ueberheblichkeit, die aus fast allen anderen Briefen spricht. Sie versuchen nicht, unangenehme Eigenschaften an uns Schweizern als Gegengewicht gegen alles Grauenhafte der deutschen Vergangenheit in die Waagschale zu legen – Eigenschaften, die ja gerade der Nebelspalter immer wieder aufs Korn nimmt. Sie schimpfen nicht, sondern Sie diskutieren. Sie wettern nicht, sondern Sie überlegen sich. Und das, liebes Fräulein V. K., ist der Anfang für ein gutes Ende. Drum freut mich Ihr Brief. Ich bin sicher, daß Sie eine von vielen sind, über die man sich freuen kann. Und das gibt mir und vielen meiner Generation, die noch unter dem Eindruck des Entsetzlichen von damals stehen, eine gewisse Hoffnung ....